

Rezensionen



Wiechmann, Thorsten (Hrsg.)

Planung und Adaption. Strategieentwicklung in Regionen, Organisationen und Netzwerken

Dortmund: Verlag Dorothea Rohn 2008 (299 S., Tab., Abb.)

„Strategische Planung“ ist seit einigen Jahren auch in Deutschland (wieder) in aller Munde. Selten wird das Thema aber systematisch und unter sorgfältiger Berücksichtigung der Debatten in angrenzenden Disziplinen und in der nicht-deutschen Literatur zum Thema behandelt. Thorsten Wiechmanns Habilitationsschrift bildet hier eine erfreuliche Ausnahme, und steuert darüber hinaus einen originären Beitrag zur Diskussion bei.

Die Arbeit ist klar strukturiert, und obwohl die einzelnen Kapitel aufeinander aufbauen, sind sie größtenteils auch als Einzelkapitel verständlich. Die Arbeit ist zudem sehr lesbar geschrieben und vermeidet unnötig obskure Satzkonstruktionen, was in einer wissenschaftlichen Qualifizierungsarbeit keineswegs selbstverständlich ist. Im ersten Kapitel erläutert der Autor seine zentrale Motivation für die Beschäftigung mit dem Thema: Ausgehend von der deskriptiv-normativen Fragestellung, „welche Formen regionaler Strategieentwicklung in Deutschland zur Anwendung kommen und unter welchen Rahmenbedingungen adaptive Strategieansätze in der Regionalentwicklung angemessen sind“ (S. 9) möchte er in seiner Arbeit ein Prozessmodell strategischer Planung entwickeln und einen „übergreifenden Rahmen zur Beschreibung und Analyse regionaler Strategieentwicklung“ liefern (S. 11). Das folgende, fast siebzig (!) Seiten lange Kapitel beinhaltet dann eine sehr kenntnisreiche Diskussion der theoretischen Grundlagen für die aktuelle Strategieforschung, die weit über das übliche Maß einer planungstheoretischen Literaturschau hinausgeht und eine beeindruckende Bandbreite von Ansätzen aus den sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen und aus der Management-Literatur berücksichtigt und mitverarbeitet. Im dritten Kapitel beschäftigt sich Wiechmann dann zunächst mit der aktuellen Realität regionaler

Strategieentwicklung in Deutschland, bevor er schließlich im vierten Kapitel sein eigenes Prozessmodell zur Analyse und Beschreibung regionaler Strategiebildung entwickelt. Dieses soll nicht nur beabsichtigte sondern auch tatsächlich realisierte Strategien berücksichtigen. Das Modell wird dann von ihm im fünften Kapitel anhand von vier vorausgesuchten Fallstudien getestet. Das sechste und letzte Kapitel fasst die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit zusammen und nimmt noch einmal eine abschliessende Beurteilung der Untersuchungsergebnisse vor.

Die Arbeit ist zweifelsohne ein Meilenstein in der deutschen Planungstheoriendebatte und bildet eine gute Grundlage für eine gestärkte Diskussion darüber, was strategische Planung alles sein kann, was sie nicht ist (oder was sie nicht sein sollte) und wie sich die Effektivität von eher „rationalistisch-linear“ strategischen im Gegensatz zu eher „adaptiv-emergenten“ strategischen Plänen, Programmen oder Konzepten beurteilen lässt. Weiterhin ist Wiechmanns zentrales Anliegen der Zusammenbringung dieser zwei grundsätzlichen Verständnisse des Begriffes „Strategie“ in einem einzigen Modell ein sehr innovativer Versuch. In seinem Theorieteil beschreibt er eindringlich den ewigen, in vielfachen Facetten schillernden Streit der linear denkenden Rationalisten, die Strategien eher prognostisch als Pläne verstehen, Vollständigkeit und zentrale Implementation anstreben und deren Ordnungsverständnis in Anlehnung an Hayek eher dem griechischen Begriff der „Taxis“ entspricht, und den adaptiv denkenden Inkrementalisten, die Strategien eher retrospektiv als Muster verstehen, deren Streben mehr auf ein graduelles und oft intuitives Justieren einer Situation ausgerichtet ist und deren Ordnungsverständnis besser durch das griechische Wort „Kosmos“ beschrieben werden kann. „Taxis“ meint die konstruierte, exogene

Ordnung, die von Menschen gemacht wird, *Kosmos* hingegen die gewachsene oder spontane, endogene Ordnung. Taxis-Ordnungen sind absichtsvoll, Kosmos-Ordnungen hingegen nicht“ (S. 39).

In seinem Modell unterscheidet Wiechmann dann folgerichtig zwischen drei zentralen „Taxis“-Elementen auf der einen Seite („institutioneller Kontext“, „induziertes strategisches Verhalten“ und eine daraus folgende „Strategieumsetzung“) sowie drei zentralen „Kosmos“-Elementen auf der anderen Seite („strategischer Diskurs“, „autonomes strategisches Verhalten“ und „Strategieanwendung“). Alle Elemente stehen zueinander in vielfältigen, in jedem Einzelfall unterschiedlich ausgeprägten Wechselbeziehungen. Aber: „Das Modell läßt offen, wie das strategische Konzept entstanden ist“ (S. 160). Die eingangs formulierte (normative) Frage nach der Angemessenheit verschiedener Strategien unter variierenden, in der Realität vorgefundenen konkreten Rahmenbedingungen tritt nun also zugunsten einer reinen Prozessanalyse in den Hintergrund. Bei der Anwendung des Modells auf vier vorausgewählte Fallbeispiele zeigen sich dann leider auch schnell die Grenzen der Nützlichkeit eines so stark schematisierenden, prozessorientierten Modells. Wiechmann identifiziert im vierten Kapitel zunächst zwei Entweder-Oder Dimensionen regionaler Strategiebildung, die dann in einer Vier-Felder-Matrix vier Grundtypen bilden. Strategieentwicklungen sind demnach entweder eher umfassend angelegt, oder gehen schrittweise vor und sie beteiligen entweder eine breite Menge von Akteuren oder beschränken sich eher auf einen kleineren Kreis ausgewählter Personen, die typischer Weise aus Politik und Verwaltung kommen. Aus zwölf regionalen Beispielen wählt er dann den Grünen Ring Leipzig als ein idealtypisches Beispiel einer synoptisch-inklusiven Strategiebildung aus, die er „kooperative Planung“ nennt. Den Kooperationsraum Bodensee-Oberschwaben identifiziert er als eine synoptisch-exklusive Form der „strategischen Raumentwicklung“, der Regionale Arbeitskreis Bonn/Rhein Sieg/Ahrweiler steht bei Wiechmann idealtypisch für ein inkrementell-exklusives „strategisches Projektmanagement“ und die IBA Fürst-Pückler Land ist lediglich ein inkrementell-inklusives „projektorientiertes Networking“. Die Ergebnisse des folgenden, teilweise steckbriefartig vorgetragenen Fallstudienvergleichs sind dann allerdings eher enttäuschend: „Empirisch zeigt sich, dass die Unterschiede der Merkmalsausprägungen zwischen den Regionen eher gering sind“ (S. 234) und „insgesamt konnten in den Fallstudien viele Parallelen aufgeführt werden“ (S. 235).

Am Ende seiner Arbeit betont der Autor dann noch einmal die Notwendigkeit eines bewussten Umgangs mit Paradoxien der Strategieentwicklung (z. B. „Integration und Selektion“, „Festivalisierung und Routinisierung“, „Logik und Intuition“) und propagiert den Ansatz einer „reflexiblen Konfiguration“. Gleichzeitig findet sich zu guter Letzt aber auch folgende Einsicht: „Wie mit den Paradoxien regionaler Strategieentwicklung umgegangen werde sollte, hängt in erster Linie von den sich dynamisch verändernden spezifischen Rahmenbedingungen einer Region ab“ (S. 252). Gerade diese kontextabhängigen, inhaltlichen Aspekte regionaler Strategiebildung standen aber nicht im Vordergrund der Untersuchung, denn die Fallstudien waren ja eigentlich nur dazu da, die analytische Tragfähigkeit des (Prozess-)Modells zu bestätigen. Das ist schade. Denn eine aktuelle regionale Initiative wie die IBA Fürst-Pückler-Land, über die der Autor aufgrund seiner verschiedenen Forschungen zudem eindeutig sehr viel mehr weiß als er in dem (selbst) vorgegebenen Rahmen von gerade mal acht mageren Seiten Fallstudienbeschreibung unterbringen konnte, hätte sicherlich eine vielschichtigere Würdigung verdient – vor allem innerhalb einer 300seitigen Arbeit, die immerhin den Untertitel „Strategieentwicklung in Regionen, Organisationen und Netzwerken“ trägt. So bleibt hier am Ende vor allem die eher abwertend klingende Typologisierung der IBA als „projektorientiertes Networking“ hängen. Ähnliches gilt für die anderen drei Fälle.

Fazit: Thorsten Wiechmann hat in dieser Habilitationsschrift sein beeindruckendes, profundes theoretisches Wissen zum Thema regionaler Strategiebildung demonstriert und einen sehr innovativen Versuch einer neuen Modellbildung gewagt. Auf der Strecke geblieben ist bei diesem ambitionierten Unterfangen allerdings die klassische Möglichkeit einer „ganz normalen“ detaillierten, vergleichenden Fallstudie, welche diese vier hochinteressanten Beispiele regionaler Strategiebildung nicht nur schematisch im Hinblick auf ihre Prozesse, sondern schlicht auch noch einmal genauer im Hinblick auf ihre unterschiedlichen Ziele und Inhalte, auf ihre individuellen Entstehungsgeschichten, realen Sachzwänge, sowie ihre verschiedenen politischen und sozioökonomischen Kontexte hin analysiert und hierzu am Ende gar einige beherzte Schlussfolgerungen angeboten hätte. Diese – sicherlich (zu) sehr von den persönlichen Forschungspräferenzen der Rezensentin geleitete – Kritik sollte aber keinen planungstheoretisch versierten deutschen Wissenschaftler davon abhalten, dieses lehrreiche Buch zu kaufen und auch zu lesen. Es lohnt sich trotzdem.

Deike Peters (Berlin)



**Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e. V.
(Hrsg.)**

**München: oekom-Verlag 2007. = Umweltschutz in der DDR –
Analysen und Zeitzeugenberichte (3 Bände)**

Auf 1129 Druckseiten stellen 46 Autoren in jeweils in sich geschlossenen Beiträgen, zumeist mit ausführlichen Quellenangaben, ausgewählte Sachverhalte der Umweltpolitik und des Umweltschutzes in der früheren DDR dar. Die Gesamtarbeit ist in drei Bände gegliedert: I. Politische und umweltrechtliche Rahmenbedingungen, II. Analyse und Zeitzeugenberichte – mediale und sektorale Aspekte und III. Beruflicher, ehrenamtlicher und freiwilliger Umweltschutz. Die drei Bände sind mit zahlreichen Abbildungen, Grafiken, Karten, Fotografien, mit Umweltschutzplakatkopien aus der früheren DDR und mit Abkürzungsverzeichnissen ausgestattet.

Aufgabe dieser umfangreichen, beinahe lexikonartigen Darstellung sollte es nach Auffassung der das o. g. Institut vertretenden Herausgeber H. Behrens und J. Hoffmann sein, den aktuellen Stand der Umweltforschung am Ende des Bestehens der DDR darzustellen und aufzuzeigen, wo sie erfolgreich war und wo sie gescheitert ist. Fortentwicklungspotenziale sollten zudem dokumentiert werden. Eine weitere wichtige Funktion der drei Bände ist es, das Wissen der Zeitzeugen zu sichern, die oft jahrzehntelang in diesem Aufgabenfeld tätig waren. Ohne auf die 46 Einzelbeiträge aus Platzgründen im Detail eingehen zu können, sollen hier lediglich einige Einschätzungen vorgenommen werden, die das Gesamtwerk betreffen. Insgesamt läßt sich feststellen, daß die erste Absicht nur partiell erfüllt werden konnte. Der Beitrag der drei Bände zur Spurensicherung zur DDR-Umweltpolitik und des DDR-Umweltschutzes ist hingegen nach Auffassung des Rezensenten weitgehend erfüllt. Ob indes in den drei Bänden auch Segmente einer Umweltpolitik beschrieben werden, die „fortentwicklungsfähig“ ist, soll dahingestellt bleiben.

Die Gliederung des Gesamtwerkes ist nachvollziehbar und logisch. Die Auswahl der behandelten Themen und deren Abgrenzung zueinander ist offensichtlich in starkem Maße von der Bereitschaft zur Mitwirkung und Verfügbarkeit von Fachleuten geprägt, die in der früheren DDR tätig waren und über ihre Privatarchive Zugang zu oft einzigartigen und bisher nicht publi-

ziertem Material hatten. Denn im Unterschied zu der Mehrzahl der in den letzten 19 Jahren veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten zur Sache – die überwiegend aus „westlicher Sicht“ geprägt und vielfach von westlichen Autoren publiziert wurden – sind 41 Autoren (darunter nur zwei Autorinnen!) in der DDR aufgewachsen und haben dort ihre beruflichen und wissenschaftlichen Karrieren begonnen und z.T. aus Altersgründen beendet, der Autor W. Knabe ist aus Tharandt kommend später in Mülheim/Ruhr tätig gewesen und nur die zwei Autoren Tjaden/Kassel und H. Knabe/Berlin, können – folgt man den Personenbeschreibungen in den drei Bänden – als „Westdeutsche“ bezeichnet werden. Der Niedersachse Hermann Behrens, der mit Jens Hoffmann die Hauptlast der aufwendigen Herausgeberschaft getragen und mit eigenen Beiträgen in den drei Bänden vertreten ist, ist ein „assimilierter Ossi“, der nach dem Studium in West-Berlin schon 1989 in die frühere DDR ging und später in Neubrandenburg das Herausgeberinstitut gründete und mit immensen persönlichen Einsatz an der „Spurensicherung“ der DDR – Umweltpolitik – an anderer Stelle auch im Bereich der Territorialplanung – arbeitet. Die Sozialisation der Verfasser/innen der Einzelbeiträge ist das entscheidende Prägungsmuster dieser drei Bände, die sich schon deshalb von der Masse anderer einschlägiger Arbeiten unterscheiden.

Wenn also eine Evaluierung der DDR – Umweltpolitik in den drei Büchern als nur teilweise gelungen bezeichnet werden kann, so sind vor allem zwei Gründe zu nennen: einmal hätte der geneigte Leser gern mehr über die Entscheidungsursachen, -gründe und -abläufe in den zentralen DDR-Gremien und Institutionen erfahren (Zentralkomitee der SED, Ministerrat, Umweltministerium u. a.). Im Ministerrat der DDR soll z. B. in den 80er Jahren einige Tage über die Beschaffung einer Rauchgasentschwefelungsanlage für das Kraftwerk Jänschwalde aus Großbritannien verhandelt worden sein. Oder wer in der SED für die Manipulation vieler Umweltdaten die Verantwortung trug? Es gab da entsprechende Anweisungen an die Bezirksleitungen der

Partei, über die in diesem Werk nicht berichtet wird. Die interessanten Beiträge der unlängst verstorbenen Umweltjuristin E. Oehler über die Entwicklung des Umweltschutzes in der DDR oder den Beirat für Umweltschutz beim Ministerrat oder von W. Mundt über die Umweltforschung in der Akademie der Wissenschaften lassen über die internen Entscheidungsabläufe in diesen Institutionen nur sehr begrenzte Einsichten zu. Wenn W. Hermann über seine verschiedenen Funktionen im Bezirk Potsdam von 1971 bis 1991 (Umweltschutzzuständiger, Hauptreferent, Arbeitsbereichsleiter u. a.) berichtet und den demokratischen Zentralismus und die zentralen Beschlüsse und Richtlinien als für seine Arbeit handlungsleitend bezeichnet (Der Staat muß führen!), sind aus solchen Darstellungen keine Schlüsse auf die Verantwortung für die Ergebnisse der Umweltpolitik oder des Vollzugs von Umweltschutzmaßnahmen zu ziehen, aber auch keine Erklärungen für die vielen Mängel und Defizite, die auch in diesem Bezirk zu finden waren, zu gewinnen.

Kurzum: die drei Bände leiden unter dem Mangel, dass zwar an vielen Stellen feinziselierte Darstellungen über bestimmte Probleme (Beitrag von Joachim: Zur Pappel- und Weidenforschung ...) abgedruckt sind, die aber wissenschaftlich und auch politisch bedeutsamen Fragen der Entscheidungsprozesse und Interessenlagen der Herrschenden bleiben völlig ausgeblendet oder diese werden an vielen Stellen nur als Restriktionen für eigene Konzepte oder Projekte nachrichtlich von den Autoren/innen erwähnt. Diesen Mangel können auch die Einführungsbeiträge von Behrens „Rückblicke auf den Umweltschutz in der DDR seit 1990“ und Hoffmann/Behrens „Organisation des Umweltschutzes“ im ersten Band nicht verdecken, in dem auch an verschiedenen Stellen zwar Vergleiche der DDR und der Bundesrepublik von statistisch erfaßbaren umweltrelevanten Einzelaspekten versucht werden (z. B. Düngeraufwand in der Landwirtschaft), die Systemmängel aber vielfach außer Betracht bleiben.

Der zweite Mangel dieser Veröffentlichung ist die Auswahl der inhaltlichen Schwerpunkte, die wahrscheinlich auch von der fehlenden Bereitschaft ehemals Verantwortlicher bestimmt war, sich an einer solchen „Spurensicherung“ zu beteiligen. Über die gigantische Zerstörung der Umwelt in der DDR durch den Braunkohlentagebau und wie mit den Folgewirkungen umgegangen wurde (auch bei diesem Fallbeispiel wären sicher Vergleiche aufschlußreich gewesen!), die Uranerzeugung durch die (sowjetisch gesteuerte) Wismut AG oder im Mannsfelder Kupferschieferbergbau gibt es keine Beiträge in den Sammelbänden. Der Braunkohlentagebau wird in Spezialthemen (Reinigung von Prozesswässern von Stottmeister oder der Darstellung von Rekultivierungstechniken von Krummsdorf) be-

handelt, nicht aber in seinen energiewirtschaftlichen, gesellschaftlichen, ökonomischen und ökologischen Gesamtdimensionen. So nimmt es nicht wunder, daß auch über einen anderen Hauptverursacher der Umweltzerstörung in der DDR, der intensiven landwirtschaftlichen Großflächenproduktion, keine originären Beiträge zu finden sind. Allein mit diesem Sachverhalt ist dann die Feststellung zu begründen, das mit diesen 46 Beiträgen das Phänomen „Umweltschutz in der DDR“ – wie der Titel der drei Bände suggeriert – nicht erklärt werden kann, sondern allenfalls werden durch ausgewählte und nicht immer repräsentative Beispiele einzelne Bildausschnitte eines unvollständigen Mosaiks dargestellt.

Trotz dieser Kritik am Gesamtkonzept dieser wichtigen Veröffentlichung, die vielleicht zehn Jahre zu spät erfolgt, weil immer mehr Zeitzeugen nicht mehr berichten können, sind die Verdienste der Herausgeber und Autoren unbestritten. Eine weiterführende Diskussion über die Bewertung des früheren DDR-Umweltschutzes wird künftig ohne die Kenntnisse des Inhalts dieser drei Bände wenig effektiv sein. Für die Raumordner und Städtebauer mag der Beitrag von U. Mittag im zweiten Band „Dorfplanung und Umwelt“ von besonderem fachlichen Interesse sein, zumal dort wie in anderen Beiträgen auch die Unterschiede zwischen den hehren Zielen und Methoden einerseits und der sozialistischen Realität 1989/90, wie sie sich 1989 andererseits darbot, deutlich werden.

Bei einigen anderen eher grundsätzlich orientierten Beiträgen wie z. B. von Tjaden (Natur, Mensch und Gesellschaft – zur „sozialistischen Reproduktionstheorie“) fehlt vielfach der Bezug zur früheren DDR-Realität (so gab es z. B. für das Landeskulturgesetz der DDR „fortschrittliche“ Theorieansätze, die partiell praxisrelevant wurden, aber vom Autor des Beitrages „beim Interpretieren des Karl Marx“ vernachlässigt wurden). Oder: bei den beiden philosophisch ausgerichteten Beiträgen von Hörz und Löther ist es schwer, den Bezug zum Thema des Bandes I zu finden.

H. Behrens und J. Hoffmann haben mit den begrenzten Ressourcen des o. g. Institutes ein Sammelwerk herausgebracht, das den beteiligten „Ost-Autoren“ eine späte Möglichkeit bot, ihre vielfältigen Arbeitsergebnisse im Kontext eines vorgegebenen Rahmens transparent zu machen und das zudem die Möglichkeit bietet, in ausgewählten Bereichen in die oft durch Geheimhaltung wenig durchsichtige Umweltpolitik der DDR ex post einzudringen. Die drei Bände gehören auf den Tisch allerer, die sich mit Umweltpolitik in der Vergangenheit und der Gegenwart befassen. Ein Stichwortverzeichnis hätte dieses Eindringen noch erleichtert.

Karl- Hermann Hübler (Berlin)



Weith, Thomas (Hrsg.)
Stadtumbau erfolgreich evaluieren
Münster: Waxmann Verlag GmbH 2007 (256 S.)

Heute werden grundsätzlich in allen stadt- und sozialräumlichen Bereichen, in denen öffentliche Finanzmittel zum Einsatz kommen, mehr Informationen und Erfolgskontrollen gefordert. Dies gilt auch für die Städtebauförderung des Bundes und der Länder und den hierbei noch relativ jungen Programmbereichen Stadtumbau Ost und West. Beide Programmbereiche haben als bekennende „Lernende Programme“ gestartet: Stadtumbau Ost im Jahr 2002, Stadtumbau West im Jahr 2004. Die Erkenntnis, dass die systematische Beobachtung und Wirkungsanalyse des Stadtumbaus – hier namentlich der Programmbereiche, der kommunalen Prozesse und der städtebaulichen Einzelmaßnahmen – erst langsam Fahrt aufnimmt, bildet den Ausgangspunkt des von Thomas Weith herausgegebenen Buches „Stadtumbau erfolgreich evaluieren“. Aufgrund erster dokumentierbarer und im Buch aufgenommener Beispiele von Evaluation im Stadtumbau (unter anderem erwähnt sei der Beitrag von Heike Liebmann und Christoph Haller „Vorhandene Ansätze und Anforderungen an eine Evaluation des Programms Stadtumbau Ost“ und der Beitrag von Heike Brückner „die IBA-Evaluierung in Sachsen-Anhalt“) kommen einerseits Autoren zu Wort, welche von Monitoring und Evaluierung im Kontext von Stadtentwicklung allgemein berichten (z.B. Reinhard Aehnelt mit seinem im Wesentlichen auf den Programmbereich „Die Soziale Stadt“ bezogenem Beitrag „Lernen aus integrierten Programmen“ oder Jürgen Göddeke-Stellmann mit seinem Beitrag zum „Monitoring der Städtebauförderung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung“). Andererseits werden Evaluierungsprojekte aus angrenzenden raumwirksamen Politikbereichen vorgestellt (Europäische Strukturpolitik, Ländliche Regionalentwicklung, Dorferneuerung und als ausländisches Beispiel das Monitoring im Rahmen der Großen-Städte-Politik in den Niederlanden). Neben dem Einführungsbeitrag des Herausgebers, in dem dieser unter anderem den Nutzen sowie die inhaltlichen und methodischen Herausforderungen an Evaluation im Stadtumbau ausführt ist auch der Beitrag von Uwe Altrock als einführender Überbau in die auf Stadtplanung und Stadterneuerung ausgerichtete

deutsche Evaluierungsgeschichte der rund letzten 50 Jahre zu sehen und in dieser Funktion sinnvoll und interessant. Die beispielhafte Schau der Evaluierungsansätze in raumrelevanten Politikbereichen schließt der Herausgeber durch eine bewertende auch die Standards der Deutschen Gesellschaft für Evaluierung kurz einbeziehende Zusammenfassung ab. Hierbei wird die Evaluierung der Programme, Pläne und Projekte des Stadtumbaus als geeignetes und kontinuierlich auszubauendes Instrument angesehen, um die Wirkung der eingesetzten Finanzmittel zu optimieren, ein Qualitätsmanagement zu betreiben und Lernerfolge im öffentlichen Diskurs zu initiieren. Strategien und Konzepte des Stadtumbaus können so bei deren Umsetzung begleitet, Fehlentwicklungen vermieden, Hemmnisse beseitigt und Umsteuerungen vorgenommen werden. Je mehr die Wirkungsweisen der Programmbereiche sichtbar werden, desto größer werden im Prinzip auch die Lernerfolge und desto eher können die Programmbereiche ihre Lernfähigkeit unter Beweis stellen. Eine systematisch vorbereitete und durchgeführte Evaluation hebt den Standard der Praxis. Gute-Praxis-Datenbanken und andere Kommunikationsmedien wie etwa die Bundestransferstellen zu Stadtumbau Ost und West können die Transparenz erhöhen und zu einer Verbesserung des Wissens um Qualitätsstandards in der Programmumsetzung beitragen.

Das Buch „Stadtumbau erfolgreich evaluieren“ gibt keine Antwort auf die Wirkung des Stadtumbaus, hier ist eher auf die Lektüre aktuell erschienener Evaluierungsergebnisse zum Stadtumbau Ost zu verweisen. Das Buch regt aber Evaluationsaktivitäten und qualifizierende Lernprozesse an. Insgesamt ist ein Vorzug der Veröffentlichung, dass die Einzelbeiträge leicht verständlich und übersichtlich geschrieben sind und mit der Einführung und Zusammenfassung durch den Herausgeber einen nützlichen Kontext erhalten. Insoweit liegt ein nicht mit methodischen Details überfrachtetes Einstiegsbuch in das Thema vor. Akteure des Stadtumbaus, die ihre Umbauprozesse kritisch hinterfragen und sinnvoll weiterentwickeln wollen, ist es als Lektüre empfohlen.

Evi Goderbauer (Bonn)



Ricky Burdett, Deyan Sudjic (Hrsg.)

The Endless City (in engl. Sprache)

Berlin: Phaidon Verlag 2008 (512 S., 2 000 Abb.)

Ihm sei, so lässt es Martin Walser einen seiner Protagonisten empfinden, „die ganze Stadt als eine riesige Schmiede erschienen, in der alles der Bearbeitung unterlag, in der es keinen Unterschied mehr gab zwischen Werkstück und Schmied, alles war zugleich Werkstück und Schmied, jeder und jedes wurde bearbeitet und bearbeitete selbst, ein Ende dieses Prozesses war nicht vorgesehen“.

Zwar sind die „Ehen in Philippsburg“ – der Roman, dem diese Passage entstammt – schon vor mehr als fünfzig Jahren verfasst worden. Aber sich mit dem Phänomen „Stadt“ intellektuell auseinander zu setzen, hat nichts an Attraktivität verloren. Im Gegenteil: Neben vielfältigsten Forschungsaktivitäten und Tagungen nimmt sich eine ziegelsteinschwere, in hippen Orange gepackte Neuerscheinung des Themas an: „The Endless City“ summiert die Ergebnisse von „Urban Age“, einer von der Londener School of Economics und der Alfred Herrhausen Gesellschaft der Deutschen Bank initiierten Untersuchung. Ausgehend von spezifischen Befunden zu den sechs Metropolen New York, Schanghai, London, Mexiko, Johannesburg und Berlin, wird uns bild- und materialreich vor Augen geführt, dass wir nolens volens im „Zeitalter der Städte“ angekommen sind.

Die grafische und visuelle Gestaltung des Bandes macht daraus eine spektakuläre Botschaft: Mittels einer wilden Montage und verblüffenden Konfrontation von Statistiken, Daten und Zahlen will man Neuland betreten, soll Urbanität und globale Urbanisierung einmal anders buchstabiert – und in seiner unbedingten Relevanz auch dem Laien angedient – werden. Den Anspruch, sich einmal abseits der ausgetrampelten Pfade zu bewegen – soviel sei gleich vorausgeschickt –, vermögen die Aufsätze der big names (u. a. Rem Koolhaas, Richard Sennett, Jacques Herzog und Pierre de Meuron, Saskia Sassen) allerdings nicht recht einzulösen. Dennoch lohnt der Blick auf die thematische Bündelung.

Mit der (Groß)Stadt als Lebens- und Sozialform verbinden sich gleichzeitig Realitäten wie Wünsche. Das Verständnis von Urbanität als Vorstellung „guten Lebens“ in der Akzeptanz von Differenz wirkt ebenso normativ, wie es die analytische Betrachtung der Stadt bestimmt. Doch statt einer neuen Theorie, die ohnehin nur schwerlich zu formulieren wäre, braucht es ein neues Vokabular; zum Beispiel den Begriff „Cityness“. Gemeint ist damit folgendes: Urbane Agglomerationen werden häufig als etwas wahrgenommen, dem es an Qualität und Sinnlichkeit dessen mangelt, was wir als Stadt assoziieren. Gemessen daran erscheint „Urbanität“ als ein zu aufgeladener Begriff – geprägt von einem westlichen Lebensstil und Kosmopolitismus, der in einem bestimmten Bild von „öffentlichem Raum“ seinen Niederschlag findet. Cityness hingegen rückt die Möglichkeit in den Blick, dass es Arten von Stadtleben gibt, die nicht in das Korsett einer urbanen Entwicklung aus dem Humus hiesiger Zivilisationsvorstellungen passen.

Ob nun Mexiko, Lagos oder Jakarta: Die Agglomeration erweist sich als ein fraktales Gebilde, bestehend aus einer Vielzahl semiautonomer Stadtbezirke, die auf der Mikroebene wie multiple Dörfer organisiert sind und im großen Maßstab ein – so erregendes wie abstoßendes – Chaos generieren. So nimmt es nicht wunder, wenn die megalomane Stadt der Dritten Welt mitunter als „Krankenhaus der Nation“ bezeichnet wird. Freilich haben diese Metropolen die Cassandra-rufe überlebt, ihr ambivalentes Image indes kultiviert. Nach wie vor gilt: In der Stadt hungert es sich besser. Und tatsächlich weisen selbst die schlimmsten Monsterstädte ein Mindestmaß an Infrastruktur und – vor allem – an Attraktivität auf, selbst wenn nur ein geringer Teil der Zuwanderer in deren Genuss kommt. Doch ihr sichtbares Vorhandensein stimuliert eine prospektive Erwartung.

Dabei garantiert die moderne Wirtschaftsstruktur keineswegs (mehr) die Integration in das gesellschaftliche System. Sie macht die „globale“ auch zu einer „dualen“ Stadt. Sie ist nicht nur – wie zuvor – polarisiert, sondern ökonomisch fragmentiert und sozial desintegriert. „Swisskong“ nennen die New Yorker dieses Phänomen – der Ort, an dem die Elite eines Landes von mittellosen und hoffnungslosen Landflüchtlings umlagert wird. Die Wohlstandsinsel Schweiz einerseits, die Migrantenfluchtburg Hongkong andererseits sind die Pole, zwischen denen die Wahrnehmung oszilliert. Was dem einen als ökonomische Chance erscheint, nimmt der andere als öffentlichen Horror wahr, z. B. die Verwandlung eines kommunalen Raums in ein Büro- oder Geschäftsviertel.

Zudem bestimmt das „Shopping“ mehr und mehr das Aussehen der Städte. Ganz neu ist das zwar nicht; immer schon gruppierten sich feste Siedlungen um Märkte, bildeten Läden und Geschäfte den Kern des urbanen Gewebes. Neuerdings aber wendet sich die Entwicklung des Handels gegen die Stadt: Sie wird überflüssig, mitunter gar hinderlich. Der Konsum, zum überragenden Daseinszweck menschlichen Lebens avanciert, sprengt mit seinen Aktionsstätten den Rahmen des Städtischen. Malls und Center bilden eigene Welten, die der natürlichen Bedingungen nicht länger bedürfen. In der Dritten Welt bestimmt von vornherein der merkantile Bedarf das Wachstum der Megastädte. Orte wie die in nur einem Jahrzehnt aus dem Boden in schwindelnde Höhen gestampfte Millionensiedlung namens Shenzhen kennen kein Stadtzentrum, nur schnellstraßenumpülte Hochhäuser und Einkaufszentren. Ihre Bewohner bedürfen noch des dreidimensionalen Raumes; der Konsum aber schafft sich eine virtuelle Welt.

Dagegen mag New York wie der Inbegriff der urbanen Weltstadt wirken. Doch die Frage, was am „Big Apple“ exemplarisch und was einzigartig sei, ist so berechtigt wie schwer zu beantworten. Dessen ungeachtet bringt jene „Stadt der Türme und Masten“, die Walt Whitman einst besungen hat, die Probleme auf den Punkt. Elend und Reichtum, Öde und Vielfalt – die Gegensätze sind in New York dichter und bildhafter als anderswo. Einerseits verdeutlicht die Gentrification,

die von Verdrängungsprozessen begleitete Aufwertung von Stadtquartieren, in einer für die Betroffenen sehr unmittelbaren Art und Weise, dass und warum es mit der angeblichen Dezentralisierung im Zuge der Dienstleistungsgesellschaft nicht weit her ist. Andererseits ruft die global city, die Schaltzentrale der Weltwirtschaft, förmlich nach einem enggewebten Netz eben auch persönlicher Beziehungen. Die Eliten sind selbst im Zeitalter fortschrittlichster Kommunikationssysteme auf der Suche nach einem räumlichen Umfeld, das die Vibrationen, Schwingungen der wirtschaftlichen Dynamik fühlbar macht.

Neu und überraschend ist all das nicht. Dafür liegt der Fokus der einzelnen Beiträge zu eindeutig auf den klassischen Bereichen der Urbanitätsforschung wie Arbeit, Wohnen, öffentlicher Verkehr und öffentliche Versorgung. Dass Standortprobleme als Stadtteilprobleme anschaulich gemacht und analysiert werden – etwa im Zusammenhang mit Globalisierung, Immigration und Ghettobildung – erweist sich ebenfalls nicht als taufrisch. Wäre es nicht gewinnbringender, einmal stadtspezifische Probleme unter den Restriktionen kommunaler Selbstverwaltung zu diskutieren? Oder die Vorreiterrolle der wichtigsten US-amerikanischen Städte in der Umwelt- und Klimapolitik der Regierung Bush zu beleuchten? Oder über Funktion und Bedeutungswandel des öffentlichen Raums unter den Bedingungen von Globalisierung, Ökonomisierung und Erlebnisfixierung zu räsonieren?

Die „endlose Stadt“ unserer heutigen Weltgesellschaft stellt auf den ersten Blick eine Kakophonie dar, ein Zerrbild dessen, was jedenfalls in Europa beschworen und verteidigt wird. Wenngleich sie kaum dazu taugt, normative Parabeln des „guten Lebens“ an ihrem Beispiel zu illustrieren, gibt sie doch besondere Antworten auf allgemeinere Fragen nach Identität, d. h. danach was Menschen (geworden) sind und gemacht haben. Städte bilden den Widerstreit zwischen Allgemeinplätzen, übergreifenden Strömen und besonderen Räumen ab, sie geben universellen Ausbildungen eine jeweils besondere örtliche Form. Wenn also der Volksmund besagt, ein jeder sei seines Glückes Schmied, dann findet sich die Werkstatt dafür: in der Stadt.

Robert Kaltenbrunner (Bonn)



**Dietrich Fürst, Ludger Gailing, Kim Pollermann,
Andreas Röhring (Hrsg.)**
**Kulturlandschaft als Handlungsraum. Institutionen und
Governance im Umgang mit dem regionalen Gemeinschaftsgut
Kulturlandschaft**
Dortmund 2008 (328 S., Tab., farbige Abb.)

Das Buch „Kulturlandschaft als Handlungsraum“ widmet sich dem Thema Kulturlandschaften aus einer planungs- und steuerungstheoretischen Perspektive. Kulturlandschaften haben in den letzten Jahren gerade in der Raumplanung verstärkt an Aufmerksamkeit gewonnen. Verantwortlich hierfür ist nicht zuletzt eine 2006 erschienene Handlungsempfehlung der Ministerkonferenz für Raumordnung, in der im Leitbild 3 „Ressourcen bewahren, Kulturlandschaften gestalten“ eine entwicklungsorientierte Perspektive in Bezug auf Kulturlandschaften verankert wurde.

Das Buch ist das Resultat einer fruchtbaren Kooperation von zwei Forschergruppen, die sich mit ähnlichen Fragestellungen unter Anwendung unterschiedlicher Konzepte mit raumbezogenen Governance-Prozessen beschäftigten. Dabei handelt es sich zum einen um ein DFG-Projekt, das unter der Leitung von D. Fürst an der Leibniz Universität Hannover bearbeitet wurde. Zum anderen handelt es sich um ein Vorhaben der Abteilung „Regionaler Institutionenwandel zur Sicherung von Gemeinschaftsgütern“ des Leibniz-Instituts für Regionentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner.

Die Zusammenführung der Ergebnisse der beiden Forschergruppen ist ein Gewinn. Nicht nur wird dem Leser eine größere Fülle an empirischem Material aus Deutschland und England zugänglich gemacht. Auch die gemeinsame Darstellung der beiden Untersuchungsansätze bietet eine interessante Perspektive und Erweiterung in der Kulturlandschaftsforschung.

Kulturlandschaften gelten den Autoren als heterogenes und multifunktionales Gemeinschaftsgut, das keineswegs exklusiver Gegenstand des Natur- und Denkmalschutzes ist. Vielmehr werden Kulturlandschaften in dieser Perspektive zur Option in der Regionentwicklung:

Im Verständnis der Autoren kann jede bebaute oder unbebaute Umgebung als Kulturlandschaft bezeichnet werden. Man mag damit in eine gewisse Ausweglosigkeit geraten, da nicht mehr überzeugend zwischen Kulturlandschaften und Nicht-Kulturlandschaften unterschieden werden kann. Umgekehrt würde wohl angesichts der Heterogenität des Feldes der Versuch, Kulturlandschaften essentialistisch und qualitativ zu definieren, in eine ähnliche Sackgasse geraten. Allerdings zeigt die Auswahl der Fallbeispiele keine Anzeichen von Beliebigkeit. Neben harten Kriterien wie der Teilnahme am Förderprogramm LEADER oder der Ausweisung als Biosphärenreservat haben sicher auch qualitative Merkmale und Eigenarten bei der Auswahl etwa der Rhön, des Oberpfälzer Jura, der Insel Rügen oder der walisischen Kulturlandschaft Dyfi eine Rolle gespielt.

Letztlich ist diese Frage aber auch nachrangig, denn für die Fragestellung dieses Buches kommt es darauf an, was Akteure im Rahmen gegebener institutioneller Regelsysteme aus kulturlandschaftlichen Potenzialen machen und ob sie ihre individuellen Strategien wirksam koordinieren.

Das Gemeinsame an den beiden Vorhaben ist somit – neben dem Gegenstand „Kulturlandschaft als Handlungsraum“ – das Interesse an Fragen der politischen Steuerung und Planung, die aus der Perspektive der beiden Gruppen jeweils spezifisch und zeitgemäß re-formuliert werden. Im Mittelpunkt des konzeptionellen Ansatzes des IRS stehen Institutionen, die sich im Umgang mit Gemeinschaftsgütern mehr oder weniger pfadabhängig entwickeln und die Konstitution einer Kulturlandschaft als Handlungsraum unterstützen oder aber auch hemmen können. Entwicklungshemmnisse treten dabei wesentlich als problems of interplay zwischen verschiedenen sektoralen Institutionen (etwa Wasserwirtschaft, Naturschutz, Siedlungsentwicklung) sowie zwischen staatlichen Ebenen auf.

Die Gruppe um D. Fürst arbeitet dagegen mit einem Governance-Ansatz und versucht die Entwicklung von mehr oder weniger stabilen Governance-Arrangements im Umgang mit Biosphärenreservaten mit den Raumbezügen und Bindungen der Akteure zu begründen. Dies ist zumindest eine der Ausgangshypothesen, die teilweise bestätigt werden konnte. Kulturlandschaften konstituieren sich nicht nur über physisch-räumliche Aspekte, sondern auch über Wahrnehmungs- und Identifikationsprozesse, womit ein dosierter Wechsel zu einem konstruktivistischen Raumbegriff vollzogen wird. Der hierfür gewählte Begriff des Place-making stammt aus der angelsächsischen Planungsdiskussion und ist dort nur vage definiert. In dem Begriff überlagern sich neuere dynamische und mehrdimensionale Raumkonzepte mit Strategien zur Qualifizierung von Räumen, die nicht zwangsläufig der Raumplanung im formalen Sinne zugesprochen werden müssen.

Hier wird vorgeschlagen, Place-making im Sinne einer Verantwortungsübernahme für den Raum zu verstehen, was konzeptionell eine Nähe zu identifikatorischen Bindungen an Orte und Landschaften aufscheinen lässt. Dies kann neben Förderprogrammen die Konstituierung von Kulturlandschaften als Handlungsräume unterstützen, denn diese Räume werden nicht einfach vorgefunden. Sie erstrecken sich über verschiedene Jurisdiktionen und zeigen unscharfe Ränder. Als relevanter Handlungsraum müssen sie erst wahrgenommen und konstruiert werden und genau darauf zielt die Verknüpfung von Governance und Place-making.

Raumbindungen werden dabei in mehreren Dimensionen aktiv: neben sozioemotionalen Bindungen können dies auch ästhetische Wertschätzungen der Landschaft sein oder aber die Ressourcennutzung (Tourismus, Landwirtschaft). Für den im Buch vertretenen Ansatz ist entscheidend, dass die Raumbindungen nicht im Privaten verbleiben, sondern über Diskurse in

die Öffentlichkeit gelangen und zu einer gemeinsamen Anstrengung der Gestaltung von Kulturlandschaften führen. Dies bringt zwangsläufig Konflikte zwischen eher nutzenorientierten und eher schutzorientierten Zielen mit sich, die sowohl zwischen Behörden und Kommunen, zwischen unterschiedlichen Teilgebieten innerhalb einer Kulturlandschaft oder zwischen unterschiedlichen Gruppen auftreten können. Die Ergebnisse nahezu aller Fallstudien lassen sich zumindest dahingehend zusammenfassen, dass die Bildung selbst tragender und eigendynamischer regionaler Governance-Arrangements ein voraussetzungsvolles Geschehen ist. Zwar werden vielerorts nachhaltig Projekte initialisiert, die durch verschiedene Formen bürgerschaftlichen Engagements getragen und durch Förderprogramme wie LEADER unterstützt werden. Dies führt aber nicht selten zu einer „Verinselung“ der Governance, da es nur schwer gelingt, Kulturlandschaften über gebietskörperschaftliche Friktionen und individuelle Betroffenheiten hinweg als politischen, wirtschaftlichen oder auch kulturellen Handlungsraum zu etablieren.

Mit den in den Fallbeispielen beschriebenen Episoden wird der jeweiligen langjährigen Geschichte einer Kulturlandschaft wie dem Oderbruch oder der Rhön ein neues Kapitel hinzugefügt und in gewisser Weise setzt sich hier etwas fort. Denn Kulturlandschaften sind, dies wird an verschiedenen Stellen hervorgehoben, ein Resultat externer Effekte und damit historisch eher zufällig entstanden. Es gibt insofern keinen Exklusivanspruch auf eine Kulturlandschaft und dies auch dann nicht, wenn die Nutzung nur aus Wahrnehmung besteht. Auch aus diesem Grund befindet sich die Kulturlandschaftsentwicklung in einer Dilemma-Situation, die es zu überwinden gilt. Zumindest einige der im Buch dargestellten Kulturlandschaften wie die Rhön, Dyfi (Wales) oder der Oberpfälzer Jura zeigen hier positive Entwicklungen.

Karsten Zimmermann (Darmstadt)